

Nr. 270 Bydgoszcz / Bromberg, 26. November 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen

von André Mairock

(28. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

14. Die Feuerprobe.

Im Scheibenhof war alles dunkel. Wie ausgestorben brütete das finstere Gehöft in die Nacht. Er mußte sich über die Ruhe der Weiber wundern, die auch mitten im Krieg nicht den Schlaf vergaßen und unbekümmert um die äußeren Ereignisse ihren täglichen Gewohnheiten nachkamen, als ginge sie alles andere gar nichts an. Er hatte es nicht anders erwartet, und es konnte ihm nur so recht sein, nur wegen Herta beunruhigte es ihn ein wenig, weil er sich nicht denken konnte, daß auch sie diese Dinge mit einem solchen Gleichmut ertrug. Vielleicht aber saß sie in der dunklen Kammer und wartete voll banger Sorge diese Nacht ab . . .?

Er ging nicht der Haustüre zu, sondern näherte sich vorsichtig zuerst dem Schlafgaden. Hier war ein Fenster auf, und in der dunklen Öffnung zeigte sich ein Frauenkopf. Er hatte sich nicht getäuscht: Herta wachte und sorgte . . .

„Herta!" flüsterte er. „Nicht erschrecken! Nicht rufen! Ich bin's, Heinrich!" setzte er gleich leise hinzu. Und das war gut; denn sie war richtig erschrocken, und als sie ihn erkannt hatte, wollte sie einen Ruf der Überraschung, der Freude tun.

Er schwang sich hinauf und stieg zum Fenster hinein. Lange lagen sie stumm aneinander und hielten sich fest, wie damals, als sie sich nach längerer Trennung wieder im Schwarztann gefunden hatten. Dann schloß er das Fenster und machte Licht.

„Du bist frei? Wo kommst du her?" fragte sie noch ganz befangen, als zweifle sie an der Wirklichkeit dieses Vorgangs.

„Ausgebrochen!" antwortete er kurz.

„Du wirst verfolgt?" schrie sie.

„Nein, man hat jetzt keine Zeit, sich um mich zu kümmern!" Jetzt bemerkte er, daß sie noch vollständig angekleidet war. „Und du . . .?" fragte er verwundert.

„Ich weiß nicht . . . mir ist es so vorgegangen, den ganzen Abend schon, ob du heut noch kommen müßtest: Ja, ich habe tatsächlich auf dich gewartet!"

„Das ist gut; wir haben nämlich nicht viel Zeit zum Vertun: ich muß fort! Über die Berge . . ."

„Du willst fliehen . . .?"

„Nein, ich denke gar nicht daran. Aber in den schwarzen Bergen lauert eine Gefahr, an die hier kein Mensch denkt. Ich wollte sie warnen, aber man hat mir ja nicht geglaubt . . ."

„Nein, ich laß dich nicht fort!" schrie sie voll Angst und Verzweiflung aus. „Ich laß dich nicht . . ."

„Ich muß!"

„Dann nimm mich mit!"

„Das geht nicht. Es ist ein schwerer und gefährlicher Weg, Herta, viel zu schwer für eine Frau. Und, du weißt, wir haben Krieg!"

„Ich geh nimmer von deiner Seite! Nie mehr, hörst du? Lieber sterbe ich mit dir! Aber verlange nicht mehr von mir, daß ich hier auf dich warten soll, während du mit deinem Leben spielst! Heinrich, bitte, bitte, nimm mich mit dir!" Sie sah ihn dabei so angstvoll, so herzzerbrechend an, daß er bald wankend wurde.

„Gut, wenn du es nicht anders willst . . ." Dann schlich er sich in die Stube hinüber und brachte von dort zwei Stutzen und eine Fackel mit.

„Warum gleich zwei Stutzen?"

„Einer davon ist der Stutzen meines Vaters, und zwei sind besser als einer!" Noch einmal schlich er sich hinaus. Diesmal brauchte er länger; denn er mußte für alles Sorge tragen: für Ausrüstung, Kleidung, Verköstigung; denn der Weg war schwer und weit . . .

Hastig packte er seine Sachen in einen Rucksack, hing die Stutzen über die Schulter und löschte das Licht. „Komm!"

Er half ihr zum Fenster hinaus, sprang dann selbst nach, und dann liefen sie nebeneinander in die stille Nacht hinaus, dem schwarzen düsteren Gebirge zu.

*

Aber er hatte sich getäuscht, wenn er geglaubt hatte, daß sie ihm nicht folgen oder gar beim Aufstieg hinderlich sein könnte. Es war, als wäre sie selbst von einem unermüdlichen Treiben und Drängen erfaßt worden, das ihr immer wieder neue Kräfte und guten Mut verlieh. Tapfer hielt sie mit ihm Schritt, klagte nicht, fragte nicht: sie war glücklich, daß sie bei ihm war, und es war ihr jeder Weg recht, auch wenn er in den Tod geführt hätte.

Erst als sie an der Brentenhütte ankamen, machten sie eine mehrstündige Rast. Der neue Tag war angebrochen, und langsam wanderte die Sonne über die Berge und Täler dem Mittag zu. Das erstemal seit vielen Tagen und Nächten fanden beide einen tiefen, erquickenden Schlaf. Sie waren ja jetzt beieinander, und es gab nichts mehr im Leben, was sie hätte trennen können . . .

Als Heinrich erwachte, schaute er gleich nach der Sonne. Sie hatte sich schon dem Westen zugewandt. Aber bis die Nacht kam, konnten sie noch gut den Grat erreichen. Er hatte also immer noch einen guten Vorsprung; denn die Franzosen hätten erst die Berge ein gutes Stück umgehen müssen und könnten bestenfalls jetzt den Aufstieg begonnen haben . . . Diese Feststellung beruhigte ihn so sehr, daß er mit großer Geduld Herta im Laden der Stutzen unterwies, damit sie ihm wenigstens hier behilflich sein könnte, wenn es nottun sollte. Nebenbei erzählte er ihr vom Fuchssteg und von seiner Bedeutung, wenn dieser Weg den Franzosen verraten worden wäre . . .

Und dann begannen sie den gefährlichen Aufstieg über die Plattenwand, hinauf zum Grat der Gottesackerberge. Wie ein Wurm kroch er immer ein Stück voran, zog sie dann am Seil nach, und so ging es langsam weiter und höher. Freilich kostete es die Frau manchmal eine große

Überwindung, wenn sie so zwischen Himmel und Erde hing, aber sie zeigte es nicht und folgte ihm willenlos hinauf in die wilden, zerklüfteten Bergkämme . . .

Er hatte sich nicht weit verrechnet: Als es Nacht geworden war, standen sie auf dem Grat. Aber die Schwierigkeiten hörten hier noch nicht auf; denn bei der Dunkelheit mußte jeder Schritt bedacht sein, und es war doch immer noch zu früh, die verräterische Fackel anzubrennen. Vorsichtig tasteten sie sich über die Karrenfelder, vorbei an den Schluchten und Schlünden. Das Blut klebte ihnen an den Händen, aber sie mußten weiter, sie durften jetzt nicht mehr versagen . . .

Endlich erreichten sie den breiten, tiefen Felsspalt, der sich mitten durch die Berge hinzog, den Spalt, über den der Fuchssteg führte. Hier hielt Heinrich an und schaute in das drübere Tal hinab. Er hatte vorhin am Himmel eine eigentümliche Röte wahrgenommen. Aber er sah nichts und hörte nichts, und doch lag etwas in seinem Ahnen. Es konnte nicht anders sein: die Franzosen stiegen auf irgend einem Weg zum Fuchssteg auf . . .

Jetzt prüfte er wieder den nächtlichen Himmel: er war gerötet, darüber ließ sich nicht streiten, und deutlich sah er, wie in dieser Röte die Schatten wechselten . . . Und dann — nun lähmte ihn doch für einige Augenblicke der Schrecken — tauchte weit drunten eine Reihe brennender Fackeln auf, die in breiten Windungen über den Bergrücken kroch. Er packte Herta am Arm und deutete in die Tiefe: „Sie sind's!"

Herta tat den Mund zum Sprechen auf, brachte aber kein Wort hervor. Durch ihren Körper ging ein Zittern.

Er bemerkte das. „Wir suchen hier eine Stelle, wo du sicher bist. Es ist nichts für Frauen! Glaub mir!" bat er.

„Ich geh nicht mehr von deiner Seite, Heinrich, und es könnte auch sein, daß du mich brauchst! Es dauert lange, bis du von drunten Hilfe bekommst!"

Er sah sie voll ehrlicher Bewunderung an. „Ich habe nicht gewußt, daß du so viel Mut hast! Und ich sage dir: Eine solche Scheibenhoferin hat der Schwarztann noch nie gesehen! Es wird für uns beide die Feuerprobe sein!"

Jetzt brannte er seine Fackel an. Grell schlug die Flamme auf, und der Lichtschein geisterte und zitterte über die schwarze Höhe. Dann gab er mit dem Licht das Signal, schwang die Fackel im Kreis herum. Und während sie dem Fuchssteg zuliefen, blieb er in gleichen Abständen stehen und gab das Signal. Ob es drunten wahrgenommen wurde? Vielleicht gab es doch ein waches Auge, das sich einmal den schwarzen Bergen zuwandte. Wie gut war es doch jetzt, daß außer ihm auch der Schulmeister den Weg zum Fuchssteg wußte . . .!

Als sie am Fuchssteg angekommen waren, nahm Herta eine Fackel in die Hand. Heinrich machte sich sofort mit fiebernder Hast daran, mit bloßen Händen die Steine um die Balken aufzurollen und den Steg von der Einkeilung zu befreien und loszulösen. Wenn es einmal gelungen war, hier einen Steg zu legen, so mußte es doch auch gehen, ihn wieder herauszulösen, wenn er sich auch im Laufe der vielen Jahre mit dem Erdreich verbunden hatte. Er grub, zog und zerrte, und schließlich gelang es ihm doch, die Balken loszuwiegen . . . und endlich stürzten sie mit großem Gepolter hinab in die schwarze Schlucht: der Weg war gesperrt, jetzt konnten sie kommen!

Er suchte sich in der Nähe eine Deckung, die sie vor den Franzosenkugeln schützen sollte, und fand sie auch hinter einem großen Felsblock, der sich über die Latschen erhob. Hier waren sie sicher, und er hatte eine gute freie Sicht . . .

Herta lag hart an seiner Seite und schaute ihm mit großen Augen zu, wie er beide Stutzen schußfertig machte und dann die Fackel zum Erlöschen brachte . . .

*

Als der Schulmeister am Morgen dieses Tages die Zelle leer antraf und die Spuren des gewaltsamen Ausbruchs sah, wußte er gleich, was mit dem Gefangenen geschehen war: es war keine feige Flucht, um sich der Verantwortung zu entziehen, sondern es war ein Ausbruch der Verzweiflung, weil niemand auf die gutgemeinte Warnung hören wollte. Sollte er mit seiner furchtbaren Annahme recht behalten? Drohte dem Schwarztann wirklich ein schändlicher Verrat? — — Auf alle Fälle konnte sich kein Mensch den rätselhaften Abzug der Franzosen erklären, niemand konnte sich denken, wo sie hingekommen waren...

Für's erste mußte er dem Schultheißen die Flucht des Gefangenen melden und ihn endlich dazu zu bewegen versuchen, daß eine Schar der Schützen zum Fuchssteg aufstieg . . .

Aber der Schultheiß wollte davon nichts hören und war jetzt erst recht unversöhnlich: er ließ den Scheibenhof umstellen und die Umgebung nach dem Flüchtigen abstreifen, gewährte aber dem Schulmeister auf seine wiederholten Bitten doch, daß er mit einigen im Bergsteigen geübten Schützen zum Fuchssteg aufbrach.

Und diese kleine Schar war es, die gleich nach Anbruch der Nacht das Lichtsignal droben auf der schwarzen Höhe wahrgenommen hatte. Aber sie waren ja noch so weit davon entfernt, hatten eben erst die Brentenhütte verlassen, und so sehr sie sich zur Eile anspornten, so mußten sie doch viel, viel zu spät kommen. So galt ihr Aufstieg bald nicht mehr nur der Einholung des Ausbrechers, sondern gleichfalls dem Fuchssteg, um dort den Franzosen den Übergang zu verwehren.

— — — — — — — — — — — —

Und sie wären wirklich viel zu spät gekommen und hätten es nicht mehr verhindern können, daß der Schwarztann zum Opfer des raub- und mordlüsternen Feindes geworden wäre, wenn nicht hinter dem hohen Felsblock ein zielsicherer, mutiger Schütze gelegen hätte, der in diesen Stunden zum Helden wurde und bis zur Erschöpfung sein Heimattal gegen die ergrimmten Franzosen verteidigte, gemeinsam mit seiner treuen, tapferen Frau, die nicht von seiner Seite wich und dem Tod auch dann noch in die Arme fiel, als er schon seine Fänge nach ihm ausstreckte.

Es mochte nicht mehr weit auf Mitternacht gewesen sein, als sie einzelne ferne Stimmen hörten. Am Himmel tauchte der Lichtschein brennender Fackeln auf. Immer näher kamen die dröhnenden Schritte . . . Und auf einmal waren sie da: die Lichter warfen einen grellen, zuckenden Schein über die ganze Umgebung und beleuchteten fremde, rohe, Gesichter, Uniformen . . . und als erster erschien ein klobiger Bauernbursche: der Klausenjörg. — — —

Als der Verräter den Spalt erreichte, blieb er betroffen stehen, gestikulierte mit den Händen in der Luft herum und wußte sich nicht zu helfen.

Heinrich, der den Elenden sofort erkannt hatte, wurde von einer schrecklichen Wut gepackt: seine Hände zitterten, seine Augen glühten. „Verräter!" schrie er laut, und gleich darauf krachte ein Schuß. Er sah nur noch, wie der Klausenjörg vornüber zusammenbrach, dann wurden blitzschnell die Fackeln gelöscht und ringsum lag eine tiefe Finsternis. Und dann antwortete von drüben eine Salve. Die Kugeln pfiffen durch die Luft und schlugen krachend und berstend auf die Felsen. Eine zweite Salve folgte, eine dritte — — — und dann war es still. Stunden vergingen, nichts rührte sich, bis plötzlich drüben einige dunkle Schatten sichtbar wurden, die einen Baumstamm als Notbrücke über die Schlucht zu schlagen versuchten. Ein mörderisches Feuer setzte ein, um die Männer bei ihrer Arbeit zu decken.

Heinrich hatte die Größe dieser Gefahr sofort erkannt und wehrte sich verzweifelt: Er sah, wie die Vordersten von seinen Kugeln getroffen zusammensanken, konnte es aber doch nicht verhindern, daß der Baumstamm schließlich doch über den Spalt führte. Noch konnte er die verwegenen Feinde vor dem Übergang zurückschrecken und zurückhalten, aber sie schoben sich immer weiter und dichter heran . . .

Da drückte er Herta seinen Stutzen in die Hand. „Schieß, ob du triffst oder nicht! Wenn du nur schießt!" Dann kroch er aus der Deckung und schob sich flach auf dem Boden gegen die Schlucht vor, während Herta, die vielleicht noch nie in ihrem Leben eine Flinte in den Händen hatte, blind darauf losschoß . . .

Und das Manöver glückte: der Baumstamm stürzte plötzlich mit lautem Krach in die Tiefe . . .

Heinrich sprang zurück, aber noch ehe er die Deckung erreichte, zuckte er zusammen, verzog sein Gesicht und griff nach der Schulter: er war getroffen. Aber trotzdem griff er

noch einmal nach dem Stutzen und feuerte wild hinüber. Die Franzosen zogen sich zurück . . .

Da brach Heinrich plötzlich lautlos zusammen, und daran merkte Herta erstmals, daß er getroffen war. Aus seinen Kleidern sickerte Blut . . . „Herrgott im Himmel!“ Sie riß ihm das Wams herunter und suchte nach der Wunde: Oberhalb des Armes war ihm eine Kugel durch die Schulter gegangen. Hastig öffnete sie den Rucksack, holte das Verbandszeug hervor und legte ihm einen festen Notverband an. Dann legte sie seinen Kopf in ihren Schoß und streichelte über sein lebloses, bleiches Gesicht . . .

So kam der Morgen, und endlich, endlich auch der Schulmeister mit seinen Schützen. Als er die beiden hinter dem Felsblock so antraf und die Spuren des nächtlichen Kampfes sah, warf er den Stutzen von sich, eilte auf sie zu und stürzte in die Knie: „Was wäre heut aus der Heimat geworden ohne euch beide!“ rief er.

Da ging ein Zucken über das bleiche Gesicht der Frau, und dann brach sie in ein lautes Weinen aus. Es war zu schrecklich, was sie diese Nacht erleben mußte.

Der Schulmeister hielt sie in seinen Armen fest, als sie zu wanken begann . . .

Und da schlug Heinrich die Augen auf, er wollte reden, vermochte es aber nicht, und zeigte nur durch ein schwaches Lächeln an, wie glücklich er in dieser Stunde war . . .

Während eine Wache zurückblieb, schaffte der Schulmeister mit ein paar Schützen den Verwundeten zu Tale . . .

*

Die Franzosen mußten wirklich abgezogen sein; denn es war wieder ruhig im Schwarztann. Heinrich genaß unter der aufopfernden Pflege Hertas sehr rasch und konnte sich bald wieder im Haus herum bewegen.

Und eines Tages kam plötzlich der Schultheiß in den Scheibenhof. Er war über die letzten Tage recht alt geworden. Lange hielt er Heinrich bei der Hand fest. „M'r hend dir wohl arg unrecht tan, Scheibenhofer, und m'r können und dürfen dich nimmer halten: Du bist frei! Der Schwarztann ist dei Heimat, auch wenn du in der Welt draußen bist, alleweil wird für dich der Stuhl im Rat der Freien vom Freital bereitstehen!“ Dann wandte er sich an Herta. „Scheibenhoferin!“ sagte er mit merkwürdiger Betonung. „Auch dir will der Schwarztann Heimat sein! Du hast schlimme Tage bei uns gsehn . . . aber glaub mir! — es kann auch schön sein bei uns!“ Dem alten Mann standen Tränen in den Augen, als er der jungen, tapferen Frau die Hand drückte . . .

— — — — — — — — — — — —

Tage vergingen. Die Söhne des Schultheißen waren auf Kundschaft ausgeritten. Endlich kamen sie zurück und brachten den Frieden ins Tal: Zwei große Niederlagen des französischen Revolutionsheeres bei Würzburg und Amberg hätten den Krieg beendet. Die Franzosen seien überall im Abzug . . .

Der Klausenjörg blieb verschollen: war er mit den Franzosen gezogen oder hatte ihn die gerechte Strafe erreicht? Er paßte nicht in die Zeit des Friedens, und darum wurde er kaum noch erwähnt . . .

Die beiden unguten Weiber des Scheibenhofes siedelten bald darauf ins Tal hinab und bezogen ein kleines Anwesen, das ein alter kürzlich verstorbener Junggesell besorgt hatte und ihnen vom Schultheißen bereitgestellt wurde . . .

Und die Nachbarin? Eines Tages kam der Schulmeister von der Rabenfluh zum Scheibenhof herüber, aus seinen Augen leuchtete ein eigentümlicher Glanz des Glückes, den man bis dorthin nie bei ihm gesehen hatte . .

Und als er ging, begleiteten Heinrich und Herta ihn vor die Türe und sahen ihm lächelnd nach.

„Und jetzt?“ fragte Herta und schaute über die schwarzen Berge hin.

„Jetzt? — — Wenn du willst, reisen wir morgen nach Chur.“

Da schüttelte sie den Kopf. „In Chur warst du nur ein Künstler, und das kannst du auch hier sein. Aber im Schwarztann bist du ein Held, Heinrich . . . Wir bleiben!“ — — —

Ende.

Heimat.

Erzählung von **Christel Broehl-Delhaes.**

Die Sonne sinkt hinter den Berg. Ihr Gold erschimmert noch eine Weile zwischen den Stämmen der Tannen auf dem Kamm, doch schon kriecht die kühle Luft von Osten her in den Nacken und treibt die Menschen von der Aussichtsbank, die den herrlichsten Blick ins Tal gewährt. Der Herbst ist da, ein prächtiger, goldener Herbst.

Fernen werden milchig weiß, alle Höhen sind von grauer Bläue; das wohlbehütete Tal ist von aller Welt abgeschlossen. Glocken melden die frühe Nachmittagsstunde, die höchste Turmspitze des Schlosses, der Stiftskirche, hüllt sich in Schatten. Viel zu früh für diesen Tag. Und das Laub löst sich aus den Bäumen, so leise und matt, als habe es sich während des Sonnenscheins noch mit letzter Kraft an den Zweigen gehalten.

Magdalen sieht trunken darauf nieder, noch erfüllt vom Licht der Sonne, versunken in den Anblick der Stadt, die ein Juwel im Kranze schönster Orte genannt wird. Aber das welke Laub trägt kein Licht mehr, und Feuchtigkeit legt sich wie mit Schleiern darüber. Magdalen fröstelt. Sie will hinunter gehen, in die stille Pension im Park, darin sie seit Monaten wohnt. Sie sehnt sich nach dem Kamin, nach dem kleinen Feuer auf den Steinen.

In den kühlen Räumen ist es kälter als draußen, es wird noch nicht geheizt — die alten Fräulein, die das Heim besorgen, sparen solange wie möglich . . .

Daheim würde Magdalen jetzt in den Schuppen gehen und große Scheite holen, sie schichtweise übereinanderlegen und ein lustiges Feuer anfachen. Dabei ließe es sich plaudern. Dann würde es nicht lange dauern, bis die Schelle ging. Freunde würden kommen, vielleicht käme auch nur einer von ihnen, Antje, Sesa oder — Edwin Hilgar mit seiner Geige. Aber Magdalen wird diesen Winter nicht nach Hause zurückkehren, denn: „Ich kann ja überall wohnen! Warum in dieser mittelmäßigen und wenig fesselnden Stadt? Die ganze Welt steht mir offen, überall kann ich malen . . .„ So war ihr Ausspruch gewesen, und ihn zu verwirklichen, zog sie hierher.

Sie tritt in den gemeinsamen Speiseraum und erschrickt vor seiner Leere. Es sind wieder ein paar Leute abgereist.

Magdalen setzt sich an ihren gewohnten Platz. Vielleicht werden wenigstens die beiden Damen zu gleicher Zeit erscheinen, mit denen sie seit vielen Tagen manchmal geplaudert; aber sie bleibt einsam. Auf ihre Frage wird ihr der Bescheid, die eine der Damen sei erkrankt, zwar leichter Art, mit Schnupfen und Husten und so, doch wäre Bettruhe geboten; die andere Dame jedoch wurde abberufen, da man sie zu Hause nicht mehr länger entbehren konnte.

Magdalen nickt schweigend. Sie hat keinen Hunger, und die Speisen gehen fast unberührt wieder zurück. Da man sie zu Hause nicht länger entbehren konnte! Der Satz geht der Einsamen nach. Das ist es ja: daß man wissen muß, wozu man auf der Welt ist, für wen man lebt, ach, und wem man unentbehrlich ist. Magdalen hat das nie gewußt. Seit dem frühen Tode des Gatten, seit auch die alten Eltern wegstarben, seit sich Mauern zwischen sie und die verheirateten Geschwister stellten, die nun genug mit sich und ihrer neuen Welt zu tun hatten, seitdem ist sie einsam . . . Die wenigen vertrauten Freunde würden auch ohne sie auskommen. Was ist das Leben im Bereich der schönsten Dinge ohne den Menschen, den anderen Menschen, die andere, gleichgestimmte, vertraute Seele? Magdalen erhebt sich. Sie muß nach der Dame sehen, die leicht erkrankt ist, die viele Tage eine gute Gefährtin war.

Neben dem Bett ist ein kleines, freundliches, abgetöntes Licht. Die in den Kissen liegt, schaut der Besucherin mit strahlendem Lächeln entgegen. „Wie lieb, daß Sie mich besuchen! Die Koffer sind schon gepackt. Morgen wird es mir besser gehen, und übermorgen dampfe ich ab. Ich freue mich ja schon so sehr . . . Aber was machen Sie für ein Gesicht, Beste? Sie ruft doch niemand ab! Sie können es sich hier behaglich machen und den Frühling abwarten.“

„Am liebsten“, sagt Magdalen, „möchte ich einen Winterschlaf halten, nichts mehr sehen und nichts mehr hören, oh, nur nicht mehr denken müssen!“

Die alte Dame in den Kissen richtet sich plötzlich auf. Forschend dringt ihr Blick in das Antlitz der anderen, erstaunt, begreifend und — ergriffen.

„Ich dachte", sagt sie zögernd, „Sie seien gern hier, freiwillig hergekommen, wollten hier bleiben, hätten sich das alles so ausgesucht. War denn nicht alles richtig? Waren Sie nicht glücklich?"

Magdalen antwortet mit jäher Offenheit: „Ich war es, ja, ich bin es tatsächlich gewesen. Aber ich weiß etwas Furchtbares. Seit heute weiß ich es, seit eben erst: Ich habe diesen Ort nur in seiner Schönheit geliebt, in all dem strahlenden Glanz. Jetzt wird mir so bange. Der Herbst, die Kühle, die nassen und feuchten Tage, Nebel, Dunkelheit . . ."

„Liebste", begütigte die Kranke, „das alles haben Sie daheim doch auch!"

„Nein, nicht alles. Da sind vertraute Straßen, Häuser, Winkel, Orte, mit denen Erinnerungen verknüpft sind seit der frühesten Kindheit. Und dann — Menschen. Ein paar liebe Menschen! Was bleibt mir hier? Nichts als die Zuvorkommenheit der Leute, die mich bedienen, die ich bezahle und deren Lächeln erlischt, wenn ich nicht mehr bezahlen kann . . ."

Die alte Dame lehnt sich sanft in die Kissen zurück. „Wenn es so ist", sagte sie leise, „dann müssen Sie nicht bleiben! Nichts zwingt Sie, hier zu bleiben, nichts hält Sie, und daheim ist's doch immer am besten."

Magdalen drückt die Hand der Frau zu einer guten Nacht und geht still hinaus. —

Auf dem Flur springt ihr das Hausmädchen über den Weg. „Gut, daß ich Sie noch antreff', gnä' Frau. Das Fräulein hat schon arg g'schimpft, weil ich Ihne die Post nit auf den Tisch g'legt hab'. Es isch e Brief 'komme . . ." Und sie streckt Magdalen ein Schriftstück entgegen.

„Danke", sagt Magdalen mechanisch und denkt: Von wem kommt das denn? Ich habe doch nichts zu erwarten!

Ihr Zimmer ist still und kühl. Magdalen schließt die Fenster. Dann erst öffnet sie das Schreiben.

Es kommt von Hilgar. Das verwundert sie nicht weiter. Aber als sie seine Anschrift liest, die er auf die Rückseite des Umschlags geschrieben hat, fällt ein Heimweh über sie her, wie sie es noch niemals in ihrem Leben verspürt. Gewiß, der Herbst ist schuld, die rasche Kälte nach dem lockenden, doppelt verführerischen Tag, das plötzlich fallende Laub, das kalte Zimmer, Abreise der Gäste und Fremdheit allüberall. Aber Hilgar schreibt. Und sie hört in ihren Gedanken seine Geige klingen, mit jenem trauten, tiefen, leise ziehenden Klang, der ernst und eindringlich die Seele umspannt. Hilgars Geige . . . Was wird er selber ihr schreiben?

Sie hält seinen Brief lange in den Händen, sie sinnt über ihn hinaus, sie fühlt ihre Augen feucht werden, so feucht wie die Wiesen in der Nacht des Herbstes, über denen dann doch wieder eine Sonne aufgeht.

„Frau Magdalen", schreibt Hilgar, „hier ist eine graue, düstere, nasse Zeit. Sie werden es viel schöner haben im deutschen Süden, werden noch goldklare Tage geschenkt bekommen, reifende Trauben und helle, schimmernde Nächte. Sie Glückliche! Man darf Sie nicht zurückrufen, wenn das Herz auch noch so sehr sich sehnt, wenn die Seele auch noch so sehr beklagt, wie wenig Worte der Mensch findet, wenn Entscheidung gefordert werden müßte. Wie klar wird ihm alles, wenn er sich getrennt sieht von dem anderen Menschen, dem zweiten Ich, dem nahen, dem vertrauten, gütigen Herzen, das so viel von einem weiß . . . Aus diesem verworrenen Geschreibsel werden Sie nicht klug werden. So muß und will ich denn deutlicher werden, so deutlich, daß es nur eine Antwort für Sie geben kann, ein Ja oder ein Nein, und beides entscheidet über mein Leben . . . Sie hätten nicht weggehen sollen, Magdalen! Warum gingen Sie und fragten mich nicht? Warum ließ ich Sie gehen und sagte Ihnen nichts? Vielleicht, weil wir beide noch nichts wußten, weil die Trennung sein mußte, weil ich es klarer noch fühlen mußte, wieviel Sie mir in unendlich schönen und vielen Stunden gemeinsamen Plauderns, Wanderns, Musizierens geworden sind! Wir sollten uns nie getrennt haben, Magdalen, und sollten wieder zusammenkommen. Oder können Sie den schönen Ort nicht mehr lassen, zu dem es Sie so heftig zog? Es ist keine hohe Freude für Sie, wieder hier zu sein. Aber, Magdalen, ich liebe Dich!"

Frau Magdalen erlebt das alles wie im Traum. Das steht doch nicht da? Das ist doch alles nur geträumt? Der Freund ein — Liebender? Ach, wie nah hat er immer ihrem Herzen gestanden. Heimweh nach zu Hause, Heimweh nach — ihm.

„Nein", lächelt sie vor sich hin, „alles ist ja nicht wahr, daß ich leben kann, wo ich will, daß es gleichgültig ist, wo ich wohne, wo ich atme und schlafe, leide und mich freue. Ich gehöre nach Hause, und ich will in meine — Heimat."

Und sie beginnt, leise vor sich hinsingend, ihre Koffer zu packen.



Rätsel-Ecke



Rösselsprung.

			zen	kann			
ben	gut	te	schwer-	ten	her-	so	küh-
wird	den	blie-	die	käl-	ver-	leu-	das
ge-	ha-	nen	al-	be-	lie	len	leicht
lieb	es	sind	ben	ih-	ten	recht	re
		mit			auch		
prom-	recht	viel	ge-	war-	zu	jah-	len
be-	dienst	ber	wer-	zu	brin-	ne	lie-
seid	den	liebt	ten	das	me	füh-	gen
	deu-	ver-	hand	zu	ei-	ben	

*

Rätsel.

Hol' eine Hälfte dir vom Räuber
Und füg' daran ein Stück vom Tau,
Dann hast du einen deutschen Namen —
Und zwar den Namen einer Frau!

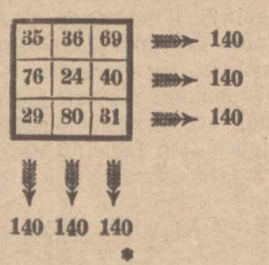
Auflösung der Rätsel aus Nr. 264

Veränderungs-Aufgabe:

Taubert, Banko, Ait, Ulme, Thorn,
Salamis, Soldo, Pavian, Main,
Dollart, Bora, Murg
= Totensonntag.

*

Zahlen-Rätsel:



35	36	69	→ 140
76	24	40	→ 140
29	80	31	→ 140
140	140	140	

*

Besuchskarten-Rätsel: Buchhalterin.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg